

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 31

Artikel: Die Schweizerfahne
Autor: Felix, T. J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751881>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schweizerfahne

Eine Bundesfeiergeschichte von T. J. Felix

Dem Haldenhofbauer war der einzige Sohn wie ein Kuckucksei ins Nest gelegt worden, und es wurde im Dorfe drunten gemunkelt, daß er später aus Gram darüber gestorben sei. Ein Sonderling war der Jakob, von klein auf, und von der ungesunden Idee besessen, etwas Besseres als ein Bauer zu sein. Offizier wollte er werden und Beamter im Bundeshaus.

Nach langen Streitigkeiten mit Vater und Mutter kam er in die Lehre auf das Bureau eines Notars, später glaubte er dann, ohne Schwierigkeit eine Stelle in Bern zu finden. Fünfmal bewarb er sich, wenn jeweiligen ein Posten zu besetzen war. Aber er hatte keinen Vetter im Bundeshaus, und seine Bewerbung wurde fünfmal zurückgewiesen. Auch sein Offizierstraum zerplatzte wie eine Seifenblase, als er, weil mit einem Kropf behaftet, schon bei der Rekrutierung vom Militärdienst befreit wurde.

Und damit war denn, entsprechend seiner Veranlagung, sein ganzes zukünftiges Leben entschieden. Er sah sich auf die Seite gestellt, auf den Mist geworfen, wie ein faules Ei, und warf daraufhin auch das bisshen Patriotismus, das er noch besessen hatte, wie eine enttäuschte, aber niemals tief emfundene Liebe weg. Er machte unglücklicherweise dabei den Fehler, den so viele andere, vor und nach ihm, auch gemacht haben. Er verwechselte das Bundeshaus und die Behörden, die darin saßen, mit seinem Vaterland.

Von dem Tage an, da er sein Vaterland verwarf, weil er sich selber von ihm verworfen glaubte, ging es mit ihm bergab. Immer mehr verbohrtete er sich in einen blinden Haß gegen alles, was irgendwie mit diesem Vaterland zusammenhing, und gar auf die Schweizerfahne war er zu sprechen wie ein wilder Stier auf ein rotes Tuch.

Dann starben die Eltern, kurz aufeinander, und weil der Jakob an seinem Berufe nun keine Freude mehr hatte und mit seinem gehässigen Wesen überall anstieß, kehrte er heim. Aber er wurde ein schlechter Bauer, denn es fehlte ihm die Liebe zu Haus und Heim, und als er heiratete, war es ebenfalls mehr ein Geschäft. Aber die Frau, die wohl ein schönes Stück Geld mit in die Ehe gebracht, war krank und starb im zweiten Wochenbett zusammen mit ihrem Bublein.

Daraufhin brachte Furrer sein anderes Kind, das sechsjährige Anneli zu Verwandten in einen andern Kanton, verkaufte sein Vieh, bis auf eine Kuh, verpachtete das meiste Land und hauste dann allein auf dem Haldenhof. Er gewann nach und nach das Aussehen eines Räubers, im Dorfe wich man ihm aus, und die Kinder fürchteten sich vor ihm. Und nach sechzehn Jahren sah der Haldenhof gerade so aus wie sein Besitzer, verlottert und verwildert, und man hätte meinen können, der Herrgott habe seine Hand ganz von beiden zurückgezogen.

Aber dann, eines Tages stand das Anneli, das inzwischen zweiundzwanzig Jahre alt und ein strammes Mädchen geworden war, in der verwahrlosten Stube des Vaters. Wohl erschrak es etwas, als es sah, wie alles am Boden lag und wie der Vater selber im Halstuch kam. Aber es stellte seinen Wäschekorb trotzdem fest auf den Tisch und erklärte entschieden: «So, jetzt bin ich hier zu Hause, und hier bleibe ich.» Dem Furrer war inzwischen alles gleichgültig geworden, er ließ sie drum schalten und walten, sah zu, wie sie einen jungen, tüchtigen Knecht anstellte, wie sie Vieh erwarb und das ausgepachtete Land wieder selber in Arbeit nahm. Er freute sich nicht darüber, aber es war ihm recht.

Zwei Jahre sind vergangen, und der Haldenhof darf sich schon wieder sehen lassen, innen und außen. Nur mit dem Furrer hat sich scheinbar nicht viel verändert. Wohl hat er angefangen, mit sich selber zu sprechen und weiß es einzurichten, daß er meistens allein ist. Auch zu rauchen hat er wieder begonnen, fast an dem Tage, wo das Anni gekommen ist. Die Tochter denkt viel über den Vater nach. Einmal ist sie ihm heimlich nachgegangen, wie er sich vom Hause entfernt hat, und hat dann gesehen, wie er am Waldrand, ob der Franzosenwiese, stundenlang und unbeweglich auf einem Stein gesessen und vor sich hingegrübelt hat. Und doch ist es gerade diese Wiese gewesen, die er verkauft hat, weil die Schöntaler, einem alten verbrieften Recht gemäß, auf diesem Platz, hoch über dem Dorf, alljährlich ihre Bundesfeier abhalten. Was das wohl zu bedeuten hat? Dem Anni will es scheinen, daß sich im Herzen des Vaters etwas Entscheidendes vorbereitet wollen.

Hat das Schicksal auf diesen ersten August hin wirklich etwas Besonderes mit dem Haldenhöfler vor? Man könnte es meinen, denn schon zwei Tage vorher schickt

es ihm einen Mahner vorbei. Sie sitzen beim Nachtessen, alle drei, schweisam wie immer, wenn der Vater dabei ist. Und da steht er auf einmal in der Stube, der Sendbote, nach kurzem Klopfen, ein großes Paket unterm Arm. Der Haldenhöfler sieht den Gemeinbeschreiber erstaunt und stirnrunzelnd an, von oben bis unten. Denn seit langem hat sich keiner mehr vom Dorfe hier eingefunden. Er hat ihnen auch gewöhnlich die Türe vor der Nase zugemacht.

Die Tochter ist freundlich. Sie bietet dem Gast einen Stuhl und eine Tasse Kaffee, aber der Gemeinbeschreiber dankt und macht sich sofort an seinem Paket zu schaffen. Er hätte ein kleines Anliegen. Der Furrer sagt noch immer kein Wort. Nicht einmal den Gruß hat er dem andern zurückgegeben. Am liebsten liefe er gleich hinaus, aber es wundert ihn doch, was in diesem Paket drin steckt. Endlich hat der Gemeinbeschreiber die verknoteten Schnüre gelöst und reißt nun hastig das Papier auseinander.

Ein rotes Tuch kommt zum Vorschein, aber seine Arme sind zu kurz, um es auszubreiten. Anni muß ihm dabei helfen. Und dann halten sie es zusammen, die halbe Stube brauchen sie dazu, eine mächtige Schweizerfahne, das weiße Kreuz im roten Feld.

Der Furrer macht unwillkürlich die Augen zu, als ob es ihn blendete. So groß und so nah hat er das Zeichen des Vaterlandes in seinem ganzen Leben noch nie vor sich gehabt. Der andre wirft ihm einen unsicheren und fragenden Blick zu und rückt dann mit seinem Anliegen heraus: der Gemeinderat möchte, daß diese Fahne übermorgen, am ersten August auf dem Dache des Haldenhofes aufgemacht würde. Es sei der höchste Punkt in der Gemeinde, weit herum würde man sie flattern sehen, und das ganze Dorf würde sich darüber freuen.

Das Anni hat ganz glänzende Augen, sie ist begeistert für diesen Vorschlag, und der Jakob, der Knecht, will morgen sofort eine Stange bereit machen. Aber dem Gemeinbeschreiber ist es um das Ja des Haldenhöflers zu tun.

Der steht da wie einer, der plötzlich nicht mehr er selber ist. Ganz komisch ist ihm auf einmal zu Mute. Etwas ist da in ihm, ein ganz neues Gefühl — oder ist es eine alte, heimliche Sehnsucht — das ihn verführen möchte, die Fahne vor ihm zu streicheln, sein Gesicht hineinzu drücken, hineinzuheulen, sein ganzes Elend und seine Tränen mit dem Tuche zu trocknen. Aber daneben steht der andere, der alte Adam, der sich, verbittert und vertrotzt, am liebsten auf das Fahnetuch stürzen und es in tausend Fetzen zerreißten möchte. Es ist, als ob er an einem Kreuzweg stünde und ihm von beiden Seiten gerufen würde. Und die eine Stimme, sie ist wie die einer Mutter, sie scheint aus der Fahne heraus zu kommen und ruft: «Komm heim, dreißig Jahre bist du jetzt in der Fremde gewesen und hast mich verlugnet. Aber ich brauche dich... alle brauche ich... und auf alle warte ich, komm heim!»

Aber da ist der Gegner und flüstert: «Nein, sei ein Mann, laß dich nicht übertölpeln, dreißig Jahre lang hat sie nichts von dir wissen wollen, ausgestoßen haben sie dich, fremd ist dir dieses Zeichen, für immer fremd.»

Und dem Furrer geht auf einmal alles wie ein Mühlerad im Kopfe herum, und ein Wirrwarr ist in ihm von Trotz und Haß, von Reue und Heimweh. Aber die Sehnsucht ist noch nicht lebendige Flamme geworden, und zugleich hat sein Trotz jetzt nicht mehr die Kraft von früher. Unbehaglich ist ihm dieses Nichtkönnen auf beiden Seiten, und es kommt ihm vor, als ob die drei andern wie Richter vor ihm stünden. Er hat auf einmal das Bedürfnis, allein zu sein mit diesem Wirrwarr im Herzen. Und dann hört er sich selber wie aus einem Nebel heraus die Worte brummen: «Meinetwegen, macht was ihr wollt.» Und fort ist er. Aber er hat vergessen, die Türe ins Schloß zu schmettern, wie es sonst seine Gewohnheit ist.

Bald nachher macht sich auch der Gemeinbeschreiber auf den Heimweg, ohne sein Paket, und darüber ist er erfreut. Und es dünkt ihn, daß es beim Haldenhöfler doch noch einmal zu tagen beginne.

Aber wenn einer so weit von seinem Vaterland weg gewesen ist wie der Furrer, dann braucht er für den Heimweg mehr als nur einen Tag. Den ganzen Abend ist der Haldenhöfler im Walde herumgerirrt und zuletzt wieder ob der Franzosenwiese gelandet. Jetzt sitzt er grübelnd am Bord und ertappt sich auf einmal bei dem Gedanken, daß er übermorgen, wenn die Fahne auf seinem Dach flattere, nun eigentlich auch an der Feier beteiligt sei. Und im Geist sieht er den hohen Giebel schon mit dem Wappen seines verschmähten Vaterlandes ge-

schmückt. Aber plötzlich wird der Giebel zur Kuppel, und jetzt sieht er die Fahne deutlich zu Bern, auf dem Bundeshaus flattern, auf jenem Haus, wo er so gerne gearbeitet hätte. Und damit ist auch mit einemmal wieder das ganze Elend in ihm, und alles, was ihn in diesen dreißig Jahren zum verbitterten Einsiedler gemacht hat.

Nein, er hat keine Ursache, an dieser Feier mitzuwirken, er, ein Staatskrüppel, ein Verworfener. Fort mit dieser Fahne, anderer Leute Wappen, zerreißten will er sie zu Kraut und Fetzen, ruinieren, wie man ihn ruiniert hat für sein ganzes Leben. Und er springt auf und rennt zurück, über alles hinweg, selbst durch die reife Frucht. Schon steht er in der verlassenem Stube, und es geht gegen Mitternacht. Schön zusammengelegt liegt das Fahnetuch auf dem Sofa, und er will sofort daran. Wohl erwacht das schlechte Gewissen in ihm, wie er den Stoff in den Händen fühlt, und sein Herz klopfet stärker als sonst. Er will rasch machen, aber es ist ein währschafes, festes Tuch, unzerreißbar. Da holt er die Schere aus der Tischschublade und will mitten im weissen Kreuz sein Zerstörungswerk beginnen. Aber die Hände zittern, und wie er zum zweitenmal nach dem Fahnetuch greift, da kommt das Zittern auch über sein Herz, und es ist ihm, als würde die Fahne feucht und heiß, und seine Hände griffen in Blut. Das ist kein totes Tuch mehr, was er da in den Fingern hält, eine geheimnisvolle Kraft strömt daraus und füllt den ganzen Raum. Und mit einemmal ist die Stube voll von lebendigen Wesen, von Schweizern zu Fuß und zu Roß, in Panzern und einfachen Hirtenhemden, mit Schwert und Speer und Morgensternen und Hellebarden. Immer mehr steigen aus der Fahne heraus und marschieren in langen Reihen an ihm vorbei. Und Hörner schallen aus der Ferne, und plötzlich geht ein Rauschen durch die Luft, Namen schwirren herum wie von Heiligen... St. Jakob, Morgarten, Sempach... und wieder Mailand, Novarro, Margignano. Und derselbe Geist, der vor hundert und noch hundert Jahren mit dieser Fahne auf die Schlachtfelder getragen wurde, und dieselbe Kraft, die schon da in dem Zeichen lebte, sie scheint jetzt, da für das Wappen Gefahr ist, wie ein heiliges Feuer aus dem Tuche herauszulodern. Und dieser Kraft ist der Haldenhöfler mit seiner Schere nicht gewachsen.

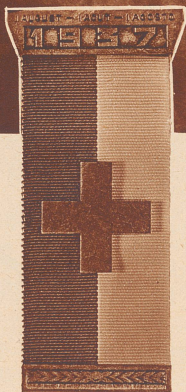
Eine große Schlaflosigkeit kommt mit einemmal über ihn, und die Waffe entfällt seiner Hand. Dann läßt er auch das Tuch aus den Fingern gleiten. Er kann nicht mehr denken, sein Kopf ist leer. Wie ein Betrunkener torkelt er die Treppe hinauf in seine Kammer und fällt dort müde aufs Bett. Er mag sich nicht mehr ausziehen, die Augen fallen ihm zu. Und wie ein guter Freund kommt der Schlaf über ihn und nimmt alles weg, was ihn noch hätte verwirren und quälen können.

Der Haldenhöfler erwacht an diesem Morgen lange bevor der Hahn kräht. Er muß sich eine Zeitlang besinnen, dann geht er entschlossen in die Stube hinunter, wo alles noch so auf dem Boden liegt, wie er gestern abend verlassen hat. Er denkt nicht mehr daran, die Fahne zu vernichten, aber auch nicht daran, sie auf das Dach zu pflanzen. Verstecken will er sie nur, bis diese Bundesfeier vorüber ist. Und bald darauf liegt sie, tief im Heustock vergraben, in sicherem Gehalt.

Sie stellen ihn zur Rede, die andern, aber alles hilft nichts. Umsonst kehrt der Jakob im ganzen Hause herum das Unterste zuoberst, er findet sie nicht und geht schon am andern Morgen früh weg, ins Dorf hinunter, weil er noch mithelfen und am Abend bei den Turnern dabei sein muß. Das Anni aber weint in einem fort, es schämt sich für den Vater und will am Abend nicht aus dem Haus heraus.

Gegen acht Uhr marschieren die Schöntaler nach der Franzosenwiese ab, und um die gleiche Zeit schleicht sich der Haldenhöfler vom Hause weg in den Wald ob dem Festplatz. Eigentlich hätte er sich irgendwo verkriechen sollen an diesem Abend, wie ein krankes Tier. Aber etwas zwingt ihn, da oben zu stehen hinter den Haselnußstauden und als Zaungast zuzusehen. Sie sind nun angekommen, die Musik voran, die Vereine, mit Fahnen und Blumen, und dann jung und alt, alles, was gehen kann. Er hört sie lachen und plaudern, und neben seinem eigenen Elend scheint ihm die feierliche Stimmung da unten wie etwas Fremdes, aus einer andern Welt, an der er nie in seinem Leben teilgehabt hat. Es fängt ihn im Halse zu würgen an, und ein brennender Neid steigt in ihm auf, ein Neid auf alle da unten, die sich an etwas freuen können, während er selber daneben stehen und leiden muß. Und er krallt seine Finger in den Stamm einer Föhre und kratzt die Rinde weg, Stück um Stück, wie wenn er damit seine Bitternis wegwerfen könnte.

(Fortsetzung Seite 980)



Bundesfeierspende 1937 für das Schweizerische Rote Kreuz

Ausbildung von Rotkreuz-Krankenschwestern in der Pflegerinnenschule des Schweizerischen Roten Kreuzes «Lindenhof» in Bern. Neben der Lindenhofschule in Bern besitzt das Schweizerische Rote Kreuz eine zweite Schwesternschule, «La Source» in Lausanne, wo in dreijähriger Lehrzeit berufsmäßige Krankenpflegerinnen herangebildet werden. Diese Schulen sind ein Teil des großen Hilfswerkes des Schweizerischen Roten Kreuzes, für welche laut Bundesratsbeschluss der Ertrag der diesjährigen 1. Augustspende bestimmt ist. Links: Das Bundesfeierabzeichen 1937.

Les infirmières de la Croix Rouge Suisse. Durant trois ans, ces jeunes filles étudient les soins à donner aux malades dans les écoles du «Lindenhof» à Berne et de «La Source» à Lausanne. Il ne s'agit là que d'une seule manifestation de l'immense activité humanitaire de notre Croix Rouge. Pour porter secours aux malheureux, pour continuer son action en Espagne, la Croix Rouge Suisse a besoin d'argent, de beaucoup d'argent. Le Conseil fédéral vient donc de décider que les insignes et cartes du 1er août seront vendues à son profit. Que chacun, dans la mesure du possible, fasse son devoir et accueille avec bienveillance les vendeuses qui le solliciteront au jour de notre fête nationale. A gauche: L'insigne du 1er août 1937.

Der Männerchor drunten hat zwei Lieder gesungen, Raketen sind aufgestiegen, und jetzt steigt der Gemeindepräsident Imboden auf die Rednertribüne. Der Haldenhöfler hört die paar kurzen Tritte auf der hölzernen Stiege, und es nimmt ihn, aus aller Trübsal heraus, auf einmal wunder, was der da unten zu sagen habe. Und schon beginnt der Imboden: «Liebe Landsleute, liebe Schöntaler! Es ist keine Kunst, hier oben eine vaterländische Rede zu halten, denn der Boden, auf dem wir stehen, ist kein gewöhnlicher. Hier ist vor hundert- und vierzig Jahren ein Trüpplein Schweizer heldenmütig um seine Fahne gestanden, bis zum letzten Mann, und hat den Boden mit seinem Blut getränkt. Und nun stehen heute auch wir wiederum um diese Fahne, nicht im Kampfe; aber trotzdem ist es nötig, daß wir alle zu ihr hinaufsehen und uns geloben, ohne Unterschied einander zu helfen, einer für alle, alle fürs Ganze.»

Auch da oben auf dem Haldenhof hätte heute unsere Fahne flattern sollen, zum erstenmal. Denn da oben ist einer, der bis jetzt auf der Seite gestanden hat, viele Jahre lang, weil er sich einbildet, man brauche ihn nicht. Es tut mir leid, daß unser Gemeindegemeinderat die Fahne umsonst da hinaufgetragen hat, aber wir dürfen dem Furrer deswegen keine Vorwürfe machen, wir müssen eher Mitleid mit ihm haben, denn es gibt nichts Härteres, als ein Leben vaterlandlos zu sein. Mit Liebe müssen wir ihm zeigen, daß er jede Stunde unter diese Fahne zurückkehren kann und zurückkehren muß, weil man

ihn braucht, wenn er auch nicht Offizier und nicht Beamter ist. Und wenn er dann endlich einsieht, daß er sich all diese Jahre selber ausgeschaltet hat, dann wollen wir ihn in unserer Gemeinschaft die bittere, freudlose Zeit vergessen machen. Aber jetzt will ich ...»

Weiter hört der Haldenhöfler nicht mehr, denn das da unten kommt wie ein aufwühlender Sturm über ihn. So hat noch keiner zu ihm geredet, und es ist, als ob der Imboden wüßte, daß der, den es angeht, da oben hinter den Haselnußstauden steht.

Jetzt auf einmal sieht er ein, daß er dreißig Jahre lang im Dunkeln getappt ist und auf etwas verzichtet hat, das er ja hätte haben können. Oh, das tut weh, zu erkennen, daß dreißig Jahre von seinem Leben verloren sind, versäumt, das tut weh. Er muß sich zu Boden setzen und das Gesicht in beide Hände vergraben. Es schüttelt ihn wie im Fieber und fährt ihm heiß den Hals hinauf. Er hört und sieht nichts mehr um sich herum, bis ihn jemand leise die Hand auf die Schulter legt. Wie er aber aufsehen will, sind seine Augen so voll Wasser geworden, daß er die Anni nur wie durch einen dicken Nebel hindurch zu erkennen vermag.

Sie hat den Vater weggehen sehen, ist dann unruhig geworden und ihm nachgegangen, im Dunkel hat sie sich zwischen den Stämmen hindurch zu ihm hingetastet und steht nun vor ihm, selber vom Schluchzen geschüttelt, und sagt: «Vater, was machst du da? Vater, komm heim.»

In diesem Augenblick aber wird drunten der große, mit Oel getränkte Holzstapel angezündet. Das Feuer rauscht auf, es knallt und sprüht, und der rote Lichtschein zittert bis an den Waldrand hinauf. Und mit dem Feuer setzt auch die Musik ein, die Köpfe entblößen sich, und die ganze Gemeinde singt mit «Rufst du mein Vaterland ...»

Ja, jetzt ruft es, das Vaterland, und diesmal kann ihm der Haldenhöfler nicht widerstehen. Bolzengerade steht er auf einmal da, schüttelt die Tochter am Arm und keucht, schreit sie an: «Lauf nach Hause, geh, mach die Fahne auf, sie ist im Heustock, in der Ecke gegen den großen Nußbaum, ruf dem Jakob drunten, er soll dir helfen, aber lauf so schnell du kannst, macht sie hoch auf, daß ich sie flattern sehe und die da unten auch, lauf zu!»

Und das Anni kehrt sich um, ohne lange zu fragen, ihre Tränen sind auf einmal weggewischt, und dann läuft sie davon wie ein Reh und ist im Augenblick verschwunden. — Der Haldenhöfler aber steht da wie einer, der aus dem Grabe herausgestiegen ist, und das Feuer von unten legt eine rote Helle auf sein Gesicht. Er öffnet ein paarmal den Mund, zuerst lautlos, wie ein Stummer, der zu reden versucht, dann aber, wahrhaftig, dann singt er mit rauher Stimme mit:

Da, wo der Friede lacht, nach der empörten Schlacht drangvollem Spiel,

O, da viel schöner, traun, fern von der Waffen Grau'n, Heimat, dein Glück zu bau'n, winkt uns das Ziel.»